



Unterhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 84.

Dienstag, 10. April.

1928.

(10. Fortsetzung.)

Schüsse in Schanghai.

Roman von Alfred Schirokauer.

(Nachdruck verboten.)

Ryan rang gequält mit den Worten.

„So sprechen Sie doch!“ drängte sie ihn fassungslos, „lügen Sie mir den Weg!“

Da sprach er und blickte scheu zur Seite: „Wenn Sie — mich — heiraten.“

Er sah sie nicht an. Er fühlte nur, wie ihre Hände von seinem Arme erstarrend herabglitten. Sein Kinn sank zur Brust nieder. Im Tiefsten hatte er es gewußt. Nicht einmal, um dieser chinesischen Hölle zu entrinnen, würde sie sein Weib werden. Er hatte es voll Scham und Altersbewußtheim gewußt.

Er hörte sie erstellt hervorstoßen: „Sie wollen mich heiraten?“

Sein Kopf schnellte zu ihr herum. Er blickte in ihre großen, braunen Augen, in deren bläulicher Netz haut die Angst der letzten Stunden kleine Gefäße blutig gesprengt hatte. Die Augen waren weit geöffnet und starnten ihn an.

„Ja“, rief er überlaut.

„In meiner Not und Erniedrigung — unter diesem schmachvollen Verdachte wollen Sie mich heiraten?“

„Ja.“ Er sagte es, allen stürmischen Empfindungen zum Trotze, trocken und geschäftsmäßig. Er wollte hinzufügen: Ich liebe dich. Doch er vermochte es nicht. Statt dessen fügte er hinzu: „Wenn Sie Engländerin sind, müssen die Chinesen Sie dem englischen Gericht ausliefern.“

„Aber — Mr. Ryan — Sie — einer der angesehensten Männer der Kolonie — wenn ich auch unschuldig bin — ich weiß, wie ich vor der Kolonie dasteh. Ich bin nicht mehr unerfahren genug, nicht zu wissen, daß ein Mädchen, das im Verdacht des Mordes steht —“

„Aber Ja!“

„Nein, nein, Mr. Ryan, das darf ich nicht annehmen —“

Er hatte ihre Hände eingefangen, und nun konnte er es endlich lügen.

„Ja — ich liebe dich doch. Ich liebe dich lange schon —“

Sie hob ihm das Gesicht entgegen.

„Sie lieben mich?“

„Sehr — Ja!“

„Auch jetzt noch?“

„Was kann eine unselige Verstrickung an meiner Liebe ändern!“

Da fiel sie mit dem Gesicht an seine Brust und weinte, daß Ryan ihre Tränen durch den dünnen weißen Rock und das Hemd hindurch seine Haut nehen fühlte. Es war gut und lind, ihre Tränen zu fühlen. Stumm streichelte er ihr Haar.

Die Chinesinnen machten runde, begriffsstutzige Augen. Der Wärter erwog ernsthaft, ob er nicht gegen dieses seltsame Zwiegespräch einmischen müsse.

Da löste Isa ihr Gesicht von Ryans Brust, beugte sich rasch zu seiner Hand nieder und küßte sie. Er war so überrascht, daß er vergaß, sie ihr zu entziehen. Dabei stammelte sie:

„Sie — nie werde ich Ihnen das danken können!“

„Aber Ja!“ rief er bestürzt.

Plötzlich tat ihm etwas in der Brust sehr weh. Er hatte nicht erwartet, daß sie ihn liebe. Er wußte es. Im Gegenteil, er hatte diese lange Nacht nur gegen das Bedenken gerungen, nur gegen die Furcht, es könne scheinen, als heute er ihre bittere Zwangslage zu seinem Ruhm aus. Und doch tat es ihm körperlich weh in der Brust, daß sie kein Wort von Liebe sprach.

Und darum sagte er: „Ja, es ist nur eine Form. Wenn alles vorüber ist, können Sie sich ohne weiteres von mir scheiden lassen.“

„Ah — ja!“ begriff sie weh und sank in sich zusammen. Als Weib für immer wollte er eine, wie sie es war, doch nicht behalten!

Da hörte jählings der Schmerz in seiner Brust auf. Es wurde hell und herrlich in dieser grausigen Verkommenheit der Zelle. Fröhlich, wie ein Junge, jauchzte er: „Ja, ich sagte das nur, weil ich nicht wußte, ob du mich liebst, — für mich wäre es das unausdenkblichste Glück, wenn du immer bei mir bliebst.“

„Immer — immer!“ stieß sie ernst und ergrissen hervor und schmiegte sich aufgelöst in frauhafter Hingabe an ihn. Er preßte sie an sein Herz.

Sie hob wieder das Gesicht und sagte mit scheuem Lächeln:

„Wenn ich nicht so schmutzig wäre, würde ich dich bitten, mich zu küssen.“

Im nächsten Augenblick hatte er ihr Gesicht in beiden Händen und bedeckte ihre Lippen mit leidenschaftlichen Küssem.

Doch da schritt der Wächter — aller Zweifel überhoben — dienstreifig und pflichtbewußt ein.

Bei diesen weißen Teufeln wußte man ja nie recht Bescheid. Doch was zuviel war, war entschieden zu viel.

10.

Noch an diesem Vormittage wurden Isa und William Ryan im chinesischen Gefängnis getraut. Dann überführten zwei Prachtexemplare jener indischen Polizisten, die ihr am Abend ihrer Ankunft in Schanghai Vertrauen und ein Gefühl der Geborgenheit eingekehrt hatten, die junge Frau zur englischen Central Police Station in Fochoom Road 28.

Die Kolonie hatte ihre neue unerhörte Sensation. Jetzt wurde dieser interessanteste Fall aller Zeiten ja erst richtig spannend! Der angesehenste Mann der englischen Siedlung heiratete die Mörderin! Das hatte die Kolonie denn doch noch nicht erlebt. Ein genialer Schachzug gegen den Übermut der Chinesen, denen er die sichere Beute entriss. Man gönnte den Nationalisten die Schlappe. In diejenen aufgewühlten Zeiten hätte ein chinesisches Gericht gegen eine weiße Frau einen empfindlichen Schlag gegen das Prestige des Europäertums bedeutet.

Gewiß — politisch — na ja! Aber diese Sache hatte doch auch noch eine nervenauspeitschende menschliche Seite. Aus politischen Erwägungen heraus hatte Ryan diese mordverdächtige junge Dame doch gewiß nicht geheiratet. Da waren andere Dinge im Spiele.

Die Kolonie siedete wie ein überheizter Teeessel. Autos glitten durch die schönen Villenstraßen des Europäerviertels. Besuche wurden erstattet zu ganz ungewöhnlichen, unkonventionellen Zeiten. Man slog zusammen, Meinungen über dieses verblüffende Ereignis auszutauschen. Nie hatte es in Shanghai solch ausgiebigen Tratschstoff, solch ein „walla — walla“ gegeben. Nicht nur in den hübschen Villen der Avenuen, sondern auch in den Kontoren am Flusse. In allen Büros wurde nur ein Thema erörtert: William Ryans unerwartete und unmögliche Tat.

Wenn man auf diesen „merkwürdigen“ Mann traf — und auf wen traf man nicht ständig in diesem engen Geschäftsviertel am Whangpoo?! — dann ging man ihm, wenn es sich irgend machen ließ, aus dem Wege. Könnte man aber einer Begegnung ohne Brüskierung nicht ausweichen, gratulierte man mit blödem Lächeln zu dem mannhaften Coup und hoffte, daß sich die völlige Unschuld Mrs. Ryans vor dem Obersten englischen Gerichtshofe durtan würde.

Ryan dankte kühl, hoffte gelassen das gleiche und ging unbeirrt seines Weges.

Er hatte den besten englischen Barrister, Lionel Fairman, als Verteidiger zugezogen. Auf Ryans angstvolle Frage: „Kann sie verurteilt werden?“ antwortete er einigermaßen ausweichend: „Vor Gott und einem Gerichtshofe ist alles möglich.“

Doch Ryan kannte ihn und wußte, daß er stets pessimistisch sprach und optimistisch hoffte.

In seiner Gegenwart wurde Isa bald nach ihrer Einlieferung in das Zentral-Polizei-Gesängnis von einem Commissioner, einem höheren Polizeibeamten, vernommen.

„Sie bleiben also dabei, Mrs. Ryan“, — jedesmal noch, wenn sie „Frau Ryan“ genannt wurde, überrieselte es Isa fremd und traut — „Sie bleiben also dabei, daß Mr. Gillin Sie in einer Art von Wahnsinn überfallen hat?“

„Ich kann mir sein Verhalten nicht anders erklären.“

„Sie meinen ferner, daß Mr. Gillin Sie auch schon am Tage zuvor in einem ähnlichen Anfall aus seinem Hause gewiesen hat?“

„Ja.“

„Kun, Mrs. Ryan, ich habe hier nur Ihre Aussagen entgegen zu nehmen. Aber vielleicht darf ich Sie auf etwas hinweisen.“ — Er streifte mit einem Seitenblick den Verteidiger. — „Erstens scheint es mir seltsam, — ich weiß natürlich nicht, wie das Gericht darüber denken wird, daß Sie nach dem ersten „Anfall“ am nächsten Tage doch wieder zu einem Manne gingen, den Sie — wie Sie sagen — für geisteskrank hielten.“

„Ich wollte mich nach seinem Besinden erkundigen.“

„Ich weiß, Sie haben es schon vorhin gesagt. Hoffentlich glaubt Ihnen das Gericht das. Mir erscheint es immerhin etwas — ungewöhnlich. Und dann, Mrs. Ryan, unsere umfassenden Ermittlungen haben ergeben, daß kein zweiter Mensch in Shanghai an Mr. Gillin jemals irgendwelche Zeichen von Wahnsinn bemerkte hat. Und in Ihrem Falle muß es doch schon fast Tobsucht gewesen sein! Er war Opiumraucher — wie sehr viele Europäer in China — er war ein Sonderling — aber wahnsinnig war er nach unseren sehr genauen Erhebungen nicht.“

Er sah Isa durchdringend durch schräge, funkelnde Brillengläser an und fügte langsam hinzu: „Ich wollte Ihnen das nur zu bedenken geben.“

Die junge Frau stand hilflos vor dem Beamten. Ihre herabhängenden Hände hoben sich ohnmächtig und fielen wieder matt herab. Verwirrung und Jammer in den Augen, sah sie auf den Commissioner, auf den Verteidiger. Sie wußte nicht mehr ein noch aus. Schuldlos war sie in diese furchtbare Maschine des Strafverfahrens geraten und wurde nun von ihr dahingeschleift, gewirbelt, herumgezerrt, immer in Gefahr, zwischen den gefühllos surrenden Nägern zermalmt zu werden.

Sie wußte nicht mehr, was sie sagen, was sie behaupten sollte. Überall lagen Fallen und Reize. Ein falscher Schritt — und sie war verloren. Das wußte sie, darüber täuschte sie die liebenswürdige Zuver-

kommenheit nicht, mit der sie in dem englischen Gefängnis gehalten und behandelt wurde.

Sie war nicht mehr die lebensfreude kleine Klosterlehrerin, die vor wenigen Wochen die „König“ im Hafen von Shanghai verlassen hatte. Sie kannte nun Menschen und verworrene Verhältnisse des Lebens. Und sie sah sehr wohl an den Mienen der Beamten, die sie vernahmen und mit ihr verhandelten, daß dieses Verfahren auch vor dem englischen Gerichte kein harmloses Kinderspiel, sondern blutiger Kampf auf Leben und Tod war.

Über troz allem, was sie in Shanghai durchlebt und durchlitten hatte, war sie andererseits doch immerhin nur ein junger Mensch von 19 Jahren, den das Schicksal in einem Mahlstrom von Paragraphen und Aussagen, von Angst und Hilflosigkeit dahinriß. Ryan durste sie zweimal die Woche in Gegenwart eines Aufsehers — auf eine halbe Stunde — besuchen. Da raffte sie sich zusammen, spielte die sorglose, ihrer Unschuld stark bewußte Frau, der nichts geschehen konnte. Sie wollte vor diesem Manne, der nun „ihre Mann“ war, nicht schwach erscheinen. Doch wenn er gegangen war und die Einsamkeit dieser blitzen Zelle, die fast ein kleines heiligliches Zimmer war, sie wieder lastend umging, erwachten die bohrenden Gedanken und das Bangen vor der Zukunft und die nervenzerrüttende Frage, die alle Unglücklichen stellen, auf die es nie eine Antwort gibt, warum sie, gerade sie in diese tragische Verkettung hatte hineintaumeln müssen? Warum gerade sie unter den Millionen junger Mädchen?! Warum gerade sie aus der Stille ihres Klosters nach dem fernsten Osten der Erde hatte kommen müssen, um dieses Unaussöhnliche zu erleben? Gerade sie unter allen anderen?!

Benommen stand sie vor dem Commissioner.

„Haben Sie sonst noch etwas anzuführen?“ fragte er sachlich. „Nein“, erwiderte sie lautlos.

Der Verteidiger begleitete sie in die Zelle zurück.

„Mrs. Ryan“, begann er hier, „ich glaube, das war ein sehr müßiger und sehr menschlicher Wink des Commissioners. Wenn wir mit der Behauptung, Mr. Gillin habe Sie im Wahnsinn überfallen und Sie hätten den Dolch zu Ihrer Verteidigung ergriffen, worauf er sich die Waffe, die Sie hielten, in das Herz gestochen habe — wenn wir damit, sage ich, ungewarnt in der Hauptverhandlung herausgekommen wären, hätte der Staatsanwalt unsere Verteidigung mit dem Beweise abgelegt, daß Gillin niemals wahnsinnig war. Das hätte unserer Verteidigung den Boden entzogen.“

(Fortsetzung folgt.)

Das gelbe Haus.

Von Albert Leitich (Wien).

Fünfzehn Jahre waren vergangen.

Eines Nachts schredete Leo Popper aus unruhigem Schlummer auf, prüfte den Kalender, prüfte sein Spiegelbild: war das er, diese Ruine, dieser alte Mann mit den faltigen, wellen Baden, den entzündeten Augen und dem ergraute Haar?

Nun war es hohe Zeit, aufzubrechen, wenn er seine Heimat noch einmal sehen wollte. Er wußte, auch seine Frau ließ der Gedanke an das kleine, gelbe Haus mit den einst grünen Fensterläden, deren Farbe fast ganz abgebroest war, nicht in Ruhe.

Er hatte wirklich keine Zeit mehr zu warten; hatte er nicht durch Jahre unermüdlich geschustert . . . ja, es war manchmal nicht leicht gewesen, als Streichholzverkäufer hatte er begonnen, dann war er Littungen gewesen, Hafenarbeiter, Goldgräber, bis ihn zuletzt ein kleiner Besitz zum Inhaber einer Destille machte.

Leo Popper fuhr auf und stieg mit einer almodischen Laterne in den Keller. Er suchte in einem verstaubten Winkel nach grauemgewordenen Blumentöpfen — einer davon war in dieses Padavvier gewidmet und bis zum Rande voll mit Gold- und Silberstückchen.

Er ging mit seinem Schatz nach dem Zimmer und verbar ihn dort unter der Bettdecke.

Scheinbar hatte ihn die Frau nicht gehört. Aber vielleicht lag sie in dem engen Bett wach und träumte wieder von der Heimat.

Plötzliches Mitleid mit seiner Frau besiel den Mann, Mitleid mit der mageren, stets schuttenden Johanna, die ihre Jugend und ihre Gesundheit in der Fremde lassen mußte.

reichen nach dem
nach dem
blätter mit Pole
nebenher.
Die fü
hngt n
der Gege
höflich u
der römi
vor, ein
Musolini
sökende, o
heinlich
man dief
berichtet
"Deutre"
freundlich
reich für
Ausierung
nicht, hero
gute Bej
aus unie
weiteres
kriegen.
haben, de
lateinische
nicht, Sto
Krautzug in
v. Oran v
120 000 ih
Grenzen h
ößlichen.
als leste
mon den C
Dafür ihr
Sukkumin
Reichsfina
natürlich
Bezug P
Finanzmin
Generatag
mit

Aber nun wollte er keine Minute zögern, sie sollten beide bald den Traum unzähliger harter Jahre erfüllt sehen.

Zwei Tage später fuhren sie durch endlose Prärien, durch gewaltige Urwälder auf New York zu, wo sie sich zur Rückfahrt einschiffen mussten.

Die Frau saß in steif aufrechter Haltung auf ihrem Platz in dem Pullmann-Wagen.

Nur ihre nachtblauen, weißen Hände waren unruhig und singerten an dem festverschnürten Bündel herum, das sie auf dem Schoß hielt.

Sie sprach kein Wort, wenngleich ab und zu die Lippen sich bewegten, sie sah nur immer starr auf ihren Mann, der in der Fensterecke hockte und mit gespanntem Interesse die Landschaft an sich vorüberfliegen ließ.

In New York verließen sie den Zug, wanderten durch drohende Silhouetten gigantischer Häuser, vor ihren Augen tanzten glühende Punkte — die gelben und die roten Signale hatten sich in diamantfarbenen gelöst. Die Menschen hasteten durch die Straßen, sichtbar einsam war der einzelne und die Zeit stürzte über ihn hinaus.

Hier war das ganze Leben der Welt gesammelt in einem Prismas riesengroß, hier war Arbeit und Leben ohne Atempause.

Kurze Zeit darauf befanden sie sich in der Untergrundbahn. Wie sie auf einmal in dieses Menschengewühl hineingekommen waren, wußten sie selbst nicht. Aber es war für sie eine Wohltat, daß sie mit ihren schweren Bündeln und Koffern nicht zu gehen brauchten; sie standen nun hier in der riesigen Halle und erwarteten den Zug.

Möglich raste die Eisenbahn heran, sie kam aus der Erde und glänzte wie flüssiges Kupfer. Mann und Frau hielten sich an einem Griffe fest und standen schnell auf der Plattform des Wagens.

Wie das hüpfte und funkelte in ihren Gehirnen, wie es irrlichterte von Gestalten.

An jeder Station läßt ein Ausschreier Zeitungen aus, überall waren die Hallen mit Lichterketten übersät.

Der Zug sauste in rasendem Tempo durch die Erde, Erde, die die Menschen bebauen, Erde, die die Ausruhenden in ihrem Schoß aufnimmt.

Die Frau stand mit ihren Bündeln und Koffern noch im Innern des Wagens Platz, der Mann blieb auf der Plattform stehen.

Der Zug begann zu schreien, zu brüllen, zu ächzen.

Leo Popper hatte sich an die Korridortür gelehnt; jetzt hielt er sich noch am Riemen fest, dann ließ er müde die Hände fallen, seine arbeitsartenen Hände. Ihm fiel die Zeit ein, da er so schwulen mußte, daß er abends mit wunden Füßen ins Bett fiel.

Ihm fiel das Ziel ein, dem sie entgegenfuhren, das winzige, gelbe Haus, und das Herz wurde ihm plötzlich froh — niemals hatte er nach Hause geschrieben, er hatte nie Zeit dazu gehabt.

Ob sie wohl ahnte, die gute, treue Lina, die Schwester, die das väterliche Erbe behütete, daß er nun bald heimkommen würde?

Er galt als verschollen, seit er übers Meer gefahren war.

Weiter jagte der Zug mit den schweigenden Fahrgästen durch die Erde und sie schloß sich wie ein Ring über ihnen, und die funkelnde Lokomotive trug sich mit ihren Zähnen aus Elektrizität mitten hindurch.

Die Frau saß noch immer starr wie ein Stein auf ihrem Platz und umklammerte mit ihren erdbraunen Händen Bündel und Koffer.

Der Mann fuhr aus seinen Träumen empor, höflich klopfte der Kondukteur auf seine Schulter: „Wohin will denn der Herr?“

Sein trockener Mund formte das Wort „Hafen“. Ein eindrücklicher, ganz gußmütiger Ausdruck kam in das Gesicht des Schaffners.

Man kam langsam an die Station, der Zug hielt.

Aber die zwei Leute hatten noch Zeit.

Da passierte Leo Popper etwas Entsetzliches. In dem Auf- und Abstufen der Menschenmassen wurde er auf den Bahnsteig hinausgestoßen.

Ein Schwall neuer Fahrräste kam und nahm die freien Plätze ein.

Und der Zug setzte sich in Bewegung, lief durch die von grellen Reklamen bestrahlte Halle und jagte immer schneller durch die Erde.

Mit einem Male bemerkte die Frau, daß ihr Mann nicht mehr auf der Plattform stand. Er war von der Erde verschluckt. Seltsam belebte sich ihr Gesicht, schreiterfüllt traten die Augen vor, der Mund öffnete sich zum Schrei.

Wie eine Tiermutter, die ihr Junges verteidigen muß, erhob sie sich zum Sprunge und hastete nach der Plattform. Bündel und Koffer waren liegen geblieben. Als sie die Plattform mit ängstlichem Bliden abgesucht hatte, den ihre Augen glasig, das Gesicht verserrt

Gott im Himmel, das war eine schöne Heimkehr. Weil der Mann auch nie folgen konnte, weil er immer Gefahren suchte, wo er Gefahren witterte.

Schwerfällig und hart schritt die Frau nach ihrem Platz zurück, den inzwischen ein Fremder eingenommen hatte, und ein verzweifelter Kramos schüttelte ihre Hände.

Nun war sie allein hier, in diesem Teufelsland. Der Anblick der himmelhohen Gebäude hatte die Frau verwirrt, Das Spiel der Lichterflammen auf den Fronten der Riesenkomplexe hatte sie abblendet.

Unaufförlich lief die Untergrundbahn in schwindelndem Tempo weiter und legte immer größere Entfernung zwischen die Frau und ihren Mann.

Der lief inzwischen mit verstörtem Blick durch riesige Tunnels. Er lief und lief und glaubte, das unruhige Pochen seines Blutes durch die frische Nachtluft fühlen zu können. Hier unten war es dunkel, hier war es friedlich. Hier blendete kein Licht, hier regte sich kein menschliches Schalten, hier waren nur die Schatten der Nacht.

Allmählich beruhigte sich Leo Popper. Seine Frau würde sicherlich in der Endstation ausgestiegen sein und ihn erwarten. Es hieß also durch eine Stationshalle den Weg nach oben zu gewinnen und mit einem Wagen an die Hafenstation zu fahren. Das gelang ihm nach kurzer Mühe.

„He, Kutscher!“ Der drehte sich träge. „Wollen Sie mich nach der Hafenstation fahren?“

Der Kutscher nickte und hieb mit der Peitsche sorgig drein. Der Wagen schaukelte unsanft, daß der Fahrgäst beinahe aus dem Kabriolet herausgeflogen wäre.

Die Frau in der Untergrundbahn schien zu einem Entschluß gekommen zu sein. Sie packte Bündel und Koffer, stürzte nach der Ausgangstür und hämmerte und rüttelte dagegen. Heraus aus der Erde, aus dieser verfluchten Erde, die die Menschen zu ihren Teufelsdingen mißbraucht haben.

Die Fahrgäste vermehrten der Armen ihr Tun, alles schrie und lärmte dämmrung, jeder wollte ihr die Gefahren ares vor Augen führen, denen sie sich ausleben würde.

Als der Zug in eine Station einfuhr, sprang sie aus dem Wagen und da sie von Bahnbetriebstesten verfolgt wurde, mied sie das Dreieck, das zum Ausgang führte und lief gegen den Tunnel zu.

Der Mann war inzwischen nach der Hafenstation gekommen und hatte dort seine Frau nicht vorgefunden.

Bis früh suchte er sie auf allen Stationen der Untergrundbahn: um sechs Uhr morgens hockte er sich in einem verdeckten Winkel auf seine Handtasche hin, trank und trank und trank und saß endlich wie leblos auf die Erde.

Einen Tag später fand er seine Johanna im Leichenhaus.

Seit dieser Stunde war der alte Leo Popper geistesverwirrt. Er blieb in New York und hatte Tag für Tag keine andere Aufgabe, als alle Stationen aufzusuchen und nach seiner Frau zu suchen.

Er war fest überzeugt davon, daß er sie endlich finden würde und daß sie dann zusammen in die Heimat zurückkehren könnten, zurück ins gelbe Haus, das nach Kram und Kranei roch. Er sah im Geiste vor sich die vergilbten Bilder von Vater und Mutter, die Petroleumlampe, deren Schirm von seiner Mutter gestickt war — Erinnerung... Erinnerung.

Manchmal überfiel eine wilde Wit den armen Sinnverwirrten, daß die gute Frau, die ein gutes Leben auf die Heimkehr gewartet hatte, nun so lange nicht heimkehren könnte.

Wenn er ruhiger geworden war, dann holte er sein mühsam Erspartes hervor, zählte und rechnete und träumte von dem gelben Häuschen mit den grünen Fensterläden, das er nun bald mit seiner Johanna bewohnen würde.

Hygienie und Heilkunde

Das Geheimnis der Farbenblindheit. In Berlin und in Paris wurden gleichzeitig und unabkömmling Untersuchungen über die Farbenblindheit ange stellt. Aus den Ergebnissen dieser Experimente geht zunächst hervor, daß die Farbenblindheit bei Männern ungleich häufiger ist als bei Frauen. Das Verhältnis diesbezüglich ist wie eins zu zehn. Unter tausend Männern gibt es durchschnittlich etwa dreißig Farbenblinde, unter tausend Frauen nur drei. Das männliche Auge scheint insbesondere gegen Rot und Grün empfindlich zu sein, während Frauen ungleich besser auf blaue Farbe reagieren. Frauen, die farbenblind sind, leiden meist an Notblindheit, indem sie das Dunkelrot mit Dunkelgrün verwechseln. Die Farbenempfindlichkeit weist übrigens große individuelle Unterschiede auf. Der Selligkeitsgrad, der notwendig ist, um überhaupt Farben unterscheiden zu können, ist bei einzelnen Personen sehr verschieden und scheint von der sonstigen Schärfe des Auges vollkommen unabhängig zu sein.

Die Welt der Frau

Helene Lange.

(Zu ihrem 80. Geburtstag am 9. April 1928.)

Von Camilla Telling (Heidelberg).

Wenn wir heute Helene Langes ehrwürdige Frauen-
gestalt in unserer Mitte sehen, so ist der unauslöschliche Ein-
druck die Harmonie ihrer Persönlichkeit. Auch ihr Lebens-
werk selbst ist von einer merkwürdigen Einheitlichkeit — wie
eine gerade Linie zieht sich durch all ihr Tun, durch alle ihre
zahlreichen Schriften der eine Gedanke: die Frau hat das
gleiche Anrecht auf Bildung wie der Mann!

Sie selbst ist in behaglich kleinstädtischen Verhältnissen in Oldenburg aufgewachsen. Die Schulen, die sie aufgenommen, vermittelten ihr gerade nur so viel Wissen, um ihren Verstand nicht zu verklammern und ihren Enthusiasmus, zu lernen und zu lesen, wozu sie ihr eigenes Innere trieb, nicht zu lähmen. Sie hat zuerst die Elementarschule besucht und später die höhere Mädchenschule. Der positive Ertrag der Schulbildung war nicht überwältigend. Es waren den Energien Raum geschaffen, die Ansammlung von Kenntnissen fortzusetzen, die durch den Geist und die Persönlichkeit Helene Langes sich in ihr zu klaren Erkenntnissen weiteten. Sie hat das Autodidaktentum in vollem Maße genossen und ist sich dabei bewußt geworden, was dem einzelnen zum Segen gereichen kann, für die Allgemeinheit, die nicht die Kraft der Selbsterziehung hat, zum Fluche wird.

Helene Lange verlor die Mutter in früher Kindheit, den Vater als sie 15 Jahre alt war. Die Erlaubnis, sich zur Lehrerin auszubilden, bekam sie nicht. Achtzehnjährig verschaffte sie sich eine Stelle „au pair“ in einem Pensionat im Elsass und ging dann später ohne Examen als Lehrerin aufs Land. 1872 kam sie nach Berlin, um ihr Lehrerinnenexamen zu machen! Seit 1876 wirkte sie hier in den Gräflichen Anstalten als Lehrerin in der höheren Mädchenschule und als Leiterin der Seminar-Klasse. Diese Tätigkeit, die sich durch 15 Jahre erstreckte, hat in ihr als Programm lebendig gemacht: die Neugestaltung der höheren Mädchenschule und die Erweiterung der Lehrerinnenbildung in akademischer Richtung. Die Mängel der höheren Mädchenschule traten ihr in der Vorbildung entgegen, die die Schülerinnen nicht hatten. Ihr wurden sogleich die Grundlagen klar, auf denen die Mädchenschule aufgebaut werden muß. Die Durchführung ihrer aus der Praxis gewonnenen Gedanken finden sich in der Schrift „Die höhere Mädchenschule und ihre Bestimmung“, die 1887 als Begleitschrift zu einer Petition erschien, die dem preußischen Kultusminister eingereicht wurde.

1889 begründete Helene Lange die Realkurse für Frauen in Berlin, die die Mädchen zur Maturitätsprüfung befähigten, die damals aber nur in der Schweiz abgelegt werden konnte. 1899 verwandelte sie ihre Realkurse in Gymnasialkurse mit dem Ziel des deutschen humanistischen Abituriens. Nach drei Jahren konnten die Kursteilnehmerinnen sechs Abiturientinnen entlassen. Helene Lange erlämpfte ihnen die Zulassung zur Prüfung. In den weiteren Jahren, in denen die Kursteilnehmerinnen unter ihrer Leitung standen, haben sie 111 Abiturientinnen entlassen! Es galt nun, den Frauen die volle Immatrikulation an den Universitäten und die Zulassung zu den Staatsprüfungen zu erringen. Diese von ihr klar und fest geschauten Aufgabe war es, die sie dazu veranlaßte, in großzügiger Weise sich für Frauenorganisationen einzusehen. Sie begründete 1890 den Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenverein und übernahm eine führende Rolle im Allgemeinen Deutschen Frauenverein und im Bund deutscher Frauenvereine. In diesen Organisationen arbeitete Helene Lange von der Frage der Mädchenschule aus, wie es nicht anders sein konnte, auf alle Gebiete der Frauenbewegung über, natürlich auch auf das Stimmrecht.

1893 begründete sie die Zeitschrift „Die Frau“, in der alle Verusenzen zu den Frauenfragen seither Stellung nehmen. Unermüdlich war sie, wenn es galt, selbst gegen den Willen ihrer in alten Vorstellungen gefangen gebliebenen Geschlechtsgenossinnen die geistige Freiheit der Frau zu pflegen. Eine große Anzahl begeisteter Schülerinnen setzte ihre Arbeit fort. In Gemeinschaft mit Gertrud Bäumer gab sie im Jahre 1901 bis 1903 das „Handbuch der Frauenbewegung“ heraus, das einen Leitfaden für die neuen Bestrebungen darstellte und tausendfältige Früchte trug. Damals, als noch jeder Fußbreit Boden um den Fortschritt der Frau heiß umkämpft werden mußte, dachte wohl Gertrud Bäumer nicht daran, daß sie einstmals Mitglied des Reichstags und

Ministerialrat im Reichsministerium des Innern werden würde. Schon die Forderung, daß den Frauen ein Einfluß auf die Mädchenschulen und ihre Ausgestaltung eingeräumt werden sollte, erschien zu jenen Zeiten als etwas Unerheuerliches, denn die Frau war von allen Gebieten der Verwaltung völlig ausgeschlossen. In ihren „Lebenserinnerungen“, die im Jahre 1921 erschienen sind, erzählt Helene Lange sehr interessante Einzelheiten aus ihren Kämpfen, während deren sie Studienreisen nach England gemacht hat.

Es ist Helene Lange vergönnt gewesen, die Erfüllung eines wesentlichen Teils ihrer Hauptforderungen zu erleben. Nur ihrer Forderung des überzragenden Einflusses weiblicher Lehrerinnen auf die höheren Klassen wird noch heute heftiger Widerstand entgegengesetzt. Aber das Wort: „Denn ich bin ein Mensch gewesen, und das heißt ein Kämpfer sein“, sagt infolge nicht ganz auf sie, als bei ihr von einem „gewesen“ keine Rede ist; sie kämpft heute, wie sie es geläufig hat! Und wenn man ihre aufrechte Gestalt sieht, wagt man die Hoffnung, daß ihr noch lange Kampf und Sieg beschieden sein möge. Ihr Erscheinen macht die Versammlungen feierlich, sie ist die „Aufrechte“ aus eigenem Wuchs, denn alle anderen neigen sich vor ihr, nachdem sie bei ihrem Eintritt sich erhoben haben. So wird sie als Fürstin der Frauen geehrt!

Nach dem Geset, wonach du angetreten, so mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehn.“

Wenn Frauen beim Sport verlieren.

Die berühmte amerikanische Tennisspielerin Mrs. Mallory hat kürzlich behauptet, daß alle Frauen „schlechte Verlierer“ sind, d. h. daß sie es nicht mit Würde ertragen können, wenn das Glück gegen sie entschlägt. „Frauen eignen sich nicht fürs Tennisspiel“, erklärte die Amerikanerin. „Sie sind aufgeriegte, eifersüchtige Geschöpfe, sie können oder wollen nicht ihre Gefühle verborgen und werden ungemütlich, wenn sie verlieren.“ Diese Anklage der Frau wegen schlechten Benehmens beim Spiel will diese natürlich nicht auf sich sitzen lassen, und verschiedene hervorragende englische Sportdamen sind dem Urteil von Mrs. Mallory energisch entgegentreten. Sie müssen allerdings zugeben, daß Frauen sich häufig nicht in so gefahrvoller Haltung in das Unvermeidliche fügen wie die Männer, aber sie erklären das daraus, daß die Männer bereits viel länger sich im Sport betätigt und daher mehr Übung im Verbergen ihrer Gefühle haben, sodann dadurch, daß die Frauen ihre Siege und Niederlagen viel stärker empfinden als das andere Geschlecht, weil sie mit Leib und Seele beim Spiel dabei sind. Weil sie das leidenschaftlichere Temperament haben, müsse man um so mehr bewundern, wenn sie sich ruhig und würdig in das Los des Besiegten fügen. Jedenfalls sind sich die Damen darüber einig, daß diejenige Frau, die eine tüchtige Sportlerin ist, auch gute Miene zu machen versteht, wenn sie verliert. Vorsichtigerweise hat man allerdings Männer über diesen heißen Punkt nicht gefragt.

Hauswirtschaftliches.

Frühlingsuppe. Man nimmt die Blättchen von den allersten Frühlingskräutern, wie Kerbel, Brennesselblätter, Löwenzahn usw., auch Wegerich, Schafgarbe und Petersilie, und wiegt sie ganz fein. Dann bereitet man von 50 Gramm Palmin, 2 Löffel Mehl eine helle Einbrenne, gibt die Kräuter dazu, füllt mit einem Liter Wasser oder Fleischbrühe auf und kocht sie ganz weich. Die Suppe wird mit Eigelb verquirlt oder $\frac{1}{2}$ Liter saurer Rahm daran gerührt.

Spinat mit Rahm. 500 Gramm Spinat werden gewaschen, durch die Maschine gegeben, und langsam im eigenen Saft weichgedünstet. Zuletzt gibt man einige Löffel Rahm daran und kocht den Spinat unter beständigem Rühren noch kurze Zeit. Ist das Gemüse zu dünn, verdickt man es mit Mondamin. Sehr gut schmecken Kartoffelpüdding dazu.

Brennessel- und Löwenzahngemüse. Man nimmt die obersten Blättchen im ersten Frühjahr (die noch nicht brennend), sowie vom Löwenzahn die ersten Frühlingsprossen, wenn die Blättchen noch gelb sind. Man verliest die Blätter, wägt sie mehrmals und dünstet sie im eigenen Saft weich. Ist dies geschehen, so treibt man das Gemüse durch ein Haarsieb, macht eine Einbrenne von Palmin, Zwirbel, Rehriß und etwas Milch und verröhrt das Gemüse damit. Dann wird es mit Salz gewürzt und mit frischer Butter zu Tisch gegeben.